Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 48 (1973)

Artikel: Als die Internierten kamen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699861

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Jahre 1872 ist bei J. Huber in Frauenfeld ein Büchlein erschienen, in welchem J. H. Thalmann «Ernstes und Heiteres aus dem Kriegsjahre 1870/71» erzählte. Wir entnehmen dieser Schrift den ersten Teil des Abschnitts «Die Internierten», welcher die sensationelle Ankunft und die Aufnahme der internierten Bourbaki-Soldaten im Thurgau schildert.

Es war am 6. Februar, als eine offizielle Depesche die Ankunft des ersten für den Kanton Thurgau bestimmten Interniertentransportes signalisierte. Derselbe sollte noch am nämlichen Abend in Frauenfeld eintreffen.

Diese Nachricht erregte gewaltige Sensation.

Obschon der Übertritt der Bourbakischen Armee schon vor einigen Tagen stattgefunden hatte und bekannt war, daß von den fünfundachtzigtausend über die Grenze gekommenen Franzosen ungefähr viertausend nach dem Thurgau gebracht wurden, war doch jung und alt auf die Ankunft dieser fremden Krieger gespannt. Die Tagesblätter hatten reichlich dafür gesorgt, die Neugierde der Leute zu wecken. Comptoire, Werkstätten und Fabriken wurden verlassen, und die Leute sammelten sich in großen Gruppen auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Es war auch niemandem zu verargen, den die Neugierde von seinem Geschäfte weg und auf die Gasse trieb, war doch die bevorstehende Ankunft von tausend Soldaten der geschlagenen, zersprengten, von Kälte und Hunger bis zu völliger Auflösung desorganisierten französischen Ostarmee ein Ereignis von solcher Wichtigkeit, daß diese Neugierde sehr natürlich und begreiflich war.

Wie in solchen außergewöhnlichen Fällen immer gingen die abenteuerlichsten Gerüchte unter den Leuten herum. Die einen meinten, die Preußen würden nicht ruhig zusehen, daß achtzigtausend ihrer Feinde, die sie alle, wie Mäuse in der Falle, in den Schluchten des Juras gefangen zu haben glaubten, unbehelligt in die Schweiz entkommen und da sich erholen und möglicherweise neu organisiert zu weitern Kämpfen vorgehen könnten.

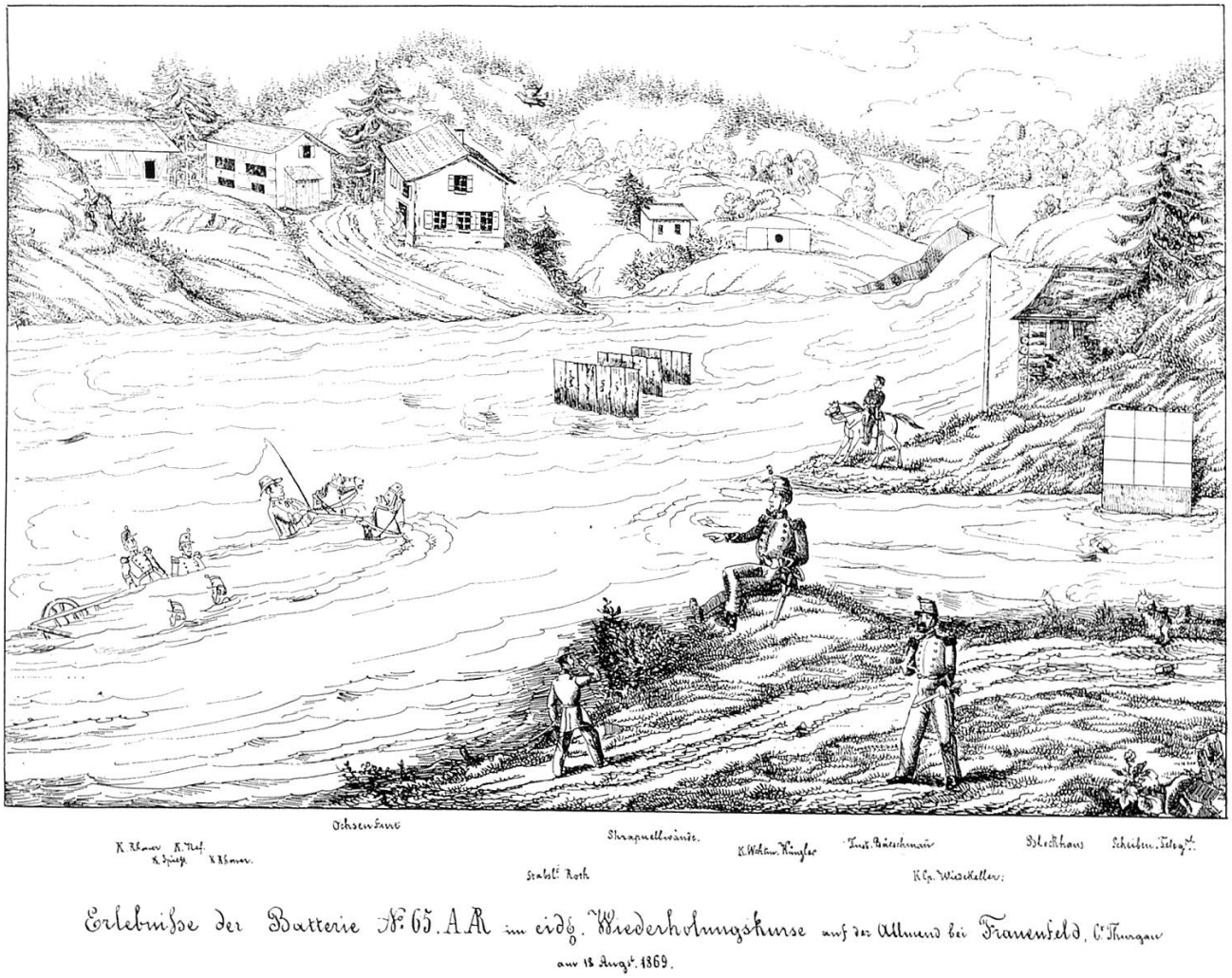
Andere hinwieder glaubten, jetzt wäre die beste Gelegenheit, dem deutschen Eroberungskrieg ein Ziel zu setzen, wenn die Schweiz mit hundertfünfzigtausend Mann die reorganisierte Bourbakische Armee nach dem Elsaß begleiten und da dem siegreichen Vordringen der Deutschen Halt gebieten würde. Beide Ansichten fanden ihre eifrigen Verfechter, so abenteuerlich sie auch waren.
Eine wahrhaft fieberhafte Aufregung bemächtigte sich aber besonders desjenigen Teils der heranwachsenden Generation, welcher dereinst berufen sein wird, das Schwert für das Vaterland zu tragen.
Als der Abend hereindunkelte und mit ihm die Stunde näher und näher rückte, zu welcher die Franzosen ankommen sollten, da strömte alles dem Bahnhof zu. Obschon ein schneidend kalter Ostwind durch das Thurtal und über die verschneiten Höhen des Seerückens herniederstrich und die eisigkalten Schneeflocken den Leuten unverschämt zudringlich ins Gesicht trieb, blieb die Menge, und darunter manches zarte Frauenzimmer, dennoch unverdrossen stundenlang um den Bahnhof herum stehen.
Um halb acht Uhr sollte der Extrazug mit den Franzosen in Frauenfeld ankommen. Es war aber schon acht Uhr vorbei, und der Zug war noch nicht da. Dafür aber langte eine weitere Depesche mit dem Inhalt an, daß dem ersten Extrazug sofort ein zweiter mit abermals tausend Internierten folgen werde.
Jetzt konnte auch der Ruhigste nicht mehr ruhig bleiben. Selbst das Kriegskommissariat, das für die ersten Bedürfnisse der Franzosen zu sorgen hatte, geriet eine Zeitlang in Ekstase und verlangte Rückweisung des zweiten Transportes. Es blieb aber bei der höhern Orts getroffenen Anordnung, und das Kriegskommissariat mochte zusehen, wie und wo es diese zweite Sendung unterbringen und verköstigen könne.
Mit rastlosem Eifer requirierte dasselbe die sämtlichen Vorräte bei Bäckern und Metzgern und schaffte in den großen Kasernen-

stallungen Raum für ein Nachtlager. Wenn diese luftigen, ungeheizten Räume manchem an die warme Bequemlichkeit Gewöhnten ein leichtes Gruseln den Rücken hinauftrieben, so war der Aufenthalt in denselben immer doch noch ungleich besser als draußen in Feld und Wald auf dem kalten, hartgefrornen Schnee, wo die französische Ostarmee wochenlang kampieren mußte.

Inzwischen war acht Uhr schon lange vorüber, und endlich dampfte der erste Interniertenzug in fast endlos langem Zuge in den Bahnhof hinein. Der Zug hielt – die Insassen stiegen aus. Hilf, Himmel, was waren das für Gestalten! Waren es Menschen oder wandelnde Schatten der Nacht? Konnten diese in zerfetzte Decken, zerrissene, von Kot und Schmutz starrende Mäntel vermummten Gestalten Soldaten der großen französischen Nation sein? Waren das Teile jener Ostarmee, von der ein Ministerium Gambetta prahlend in die Welt hinauslog, daß die Rettung Frankreichs getrost von dieser herrlichen Armee erwartet werden dürfe?

Mir graute, als ich diese hohläugigen, schlotternden, hustenden, zum Teil barfuß oder in völlig defektem Schuhwerk im Schnee auf dem Trottoir stehenden Gestalten betrachtete. Mir graute, als ich daran dachte, daß ein großes, mächtiges Volk dahin gebracht werden konnte, von solchen Horden sein Heil zu erwarten. Mir graute bei dem Gedanken, was der Krieg, dieser schrecklichste der Schrecken, aus dem Menschen, aus einem Volke machen könne. Mir graute, und voll Mitleid wandte ich meine Blicke ab von der Szene, die mir mein Leben lang nicht mehr aus dem Gedächtnis kommen wird.

Immer noch stiegen, krochen, fielen die schattenhaften Gestalten aus den finstern, lichtlosen, abscheulichen französischen Mäusefallen, die sie prahlend Personenwagen nennen. Immer noch huschten und humpelten sie eng aneinandergedrängt, furchtbar hustend, schlotternd in dem grimmigkalten Ostwind, an mir



Die Schwierigkeiten der Batterie 65, die im Wiederholungskurs 1869 die Thur bei Frauenfeld überqueren mußte. Zeichner unbekannt.

vorüber. Selten sprach einer ein Wort, und wenn etwas gesprochen wurde, so war es ein Seufzer über ihr Elend, eine Klage über das harte Schicksal, das sie und ihr Land verfolgte, bis hinein in die Berge der freien, der glücklichen Schweiz.

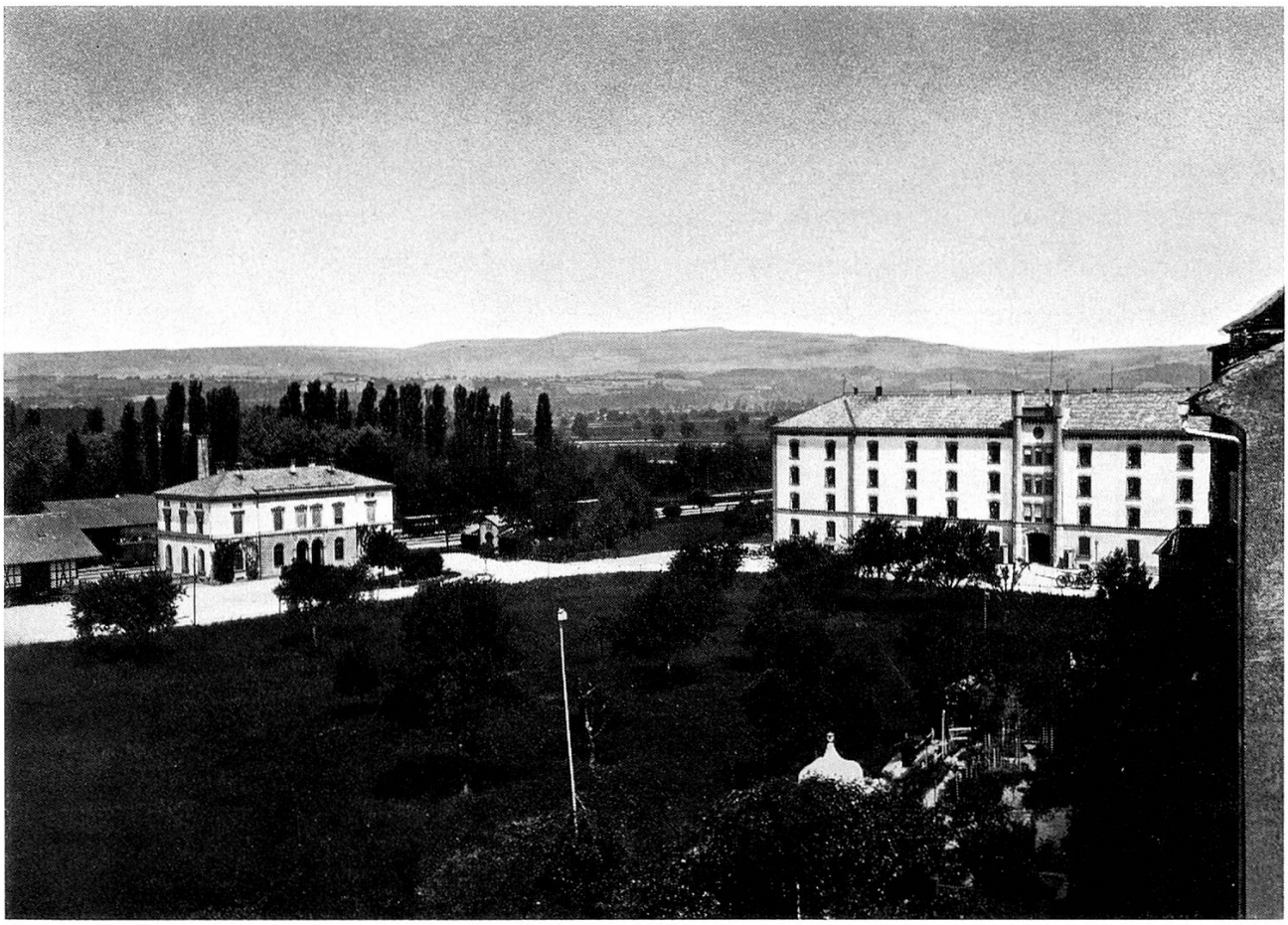
Wohl mancher von ihnen mochte die tiefbeschämende Lage erkennen, in welche die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Führer die große Armee gebracht hatte, und der Schmerz darüber

mochte an seinem kranken Herzen nagen wie ein giftiger Wurm. Wohl mancher mochte gerührt die Beweise der Teilnahme hinnehmen, die das zahlreich herbeidrängende Publikum den Armen entgegenbrachte. Wohl mancher aber auch mochte mit stillem Grimm in der Brust auf das Volk und das Land blicken, auf das er sich gewohnt war, mit eigenliebiger Verachtung herabzusehen, und das ihn nun nicht nur vor schmählicher Kriegsgefangenschaft in Feindesland beschützte, sondern ihm auch noch den Beweis lieferte, was ein kleines, aber in Freiheit starkes Volk vermag.

Die armen, halbverhungerten, halberfrorenen Soldaten zogen still an mir vorüber zur nahen Kaserne, viele schwankend unter der Last eines schwerbepackten Tornisters. Da es finstere Nacht war und alle, die irgendwo einen alten Teppich oder einen Mantel hatten auftreiben können, sich tief in denselben gehüllt hatten, damit sie in den ungeheizten Eisenbahnwaggons weniger frieren müßten, konnte man die große Verschiedenheit ihrer Uniformierung weniger gut bemerken. Das aber konnte man selbst beim Lampenschein herausfinden, daß diese Truppe nicht bloß aus verschiedenen Gegenden Frankreichs zusammengebracht worden sei, sondern daß selbst die fernen, heißen Kolonien in Afrika ihre braunen und schwarzen Söhne geliefert hatten.

Da schritt neben dem bleichen Elsässer oder dem bretonischen Franktireur der pechschwarze Neger der nubischen Wüste, neben dem gelben Südfranzosen der nußbraune Kabyle.

Auch im Alter und der Lebensstellung war große Verschiedenheit: Männer mit grauem Haar und Bart gingen ernst neben Knaben von sechzehn und siebzehn Jahren, die kaum erst den Staub der Schule von den Füßen geschüttelt hatten; der vielleicht noch vor kurzer Zeit im Comptoir oder der Amtsstube arbeitende Franktireur schritt finster und mit verachtenden Blicken neben dem in klappernden Holzschuhen seinen Weg tappenden Moblot, dem an



Als der Frauenfelder Bahnhof noch von Wiesen umrahmt war.

Geist und Körper verwahrlosten Sohn des ungebildeten Landarbeiters aus der Provinz.

Es war diese Verschiedenheit außer Zweifel auch ein mächtiger Faktor für das Mißlingen des Unternehmens dieser Armee. So verschieden im Äußern, so verschieden war nämlich auch ihre Denkungsweise. Neben dem glühenden Patriotismus des Freiwilligen machte sich die stupide Gleichgültigkeit des Mobilen widerlich bemerkbar. Das war auch der Grund, warum nicht nur kein Zusammenhang der verschiedenen Truppenkorps untereinander bestand, sondern daß zwischen Freiwilligen und Linientruppen, ja sogar zwischen Mobilgarden und Moblots fast offene Feindschaft

bestand. Wie konnte da Übereinstimmung im Agieren gegen den Feind erzielt werden? Gewiß, diese Armee trug die Bedingung zu ihrem Untergang in sich selbst, und wären ihre Offiziere auch weniger feig und unfähig, ihre Gegner weniger auf die Blut-und-Eisen-Politik eingeschult gewesen, dieses Konglomerat von Menschentypen hätte dennoch keine Wendung im Kriegsglück Frankreichs hervorzubringen vermocht.

Das waren meine Gedanken, als ich die bedauernswürdigen Gestalten an mir vorüberziehen sah.

Nach ungefähr einer Stunde langte der zweite Transport, wieder tausend Mann, an.

Auch diese sahen genau den ersten gleich. Es waren dieselben traurigen Gestalten, dieselbe zerrüttete, defekte Equipierung, dieselbe Verschiedenheit, nur das alles womöglich in noch höherm Grade.

Auch sie wurden in den weiten Kasernenhof geführt, und als sie abgespeist waren, in die Stallungen auf Stroh gelagert.

Die dritten tausend Mann und der kleinere Nachschub sahen im ganzen bedeutend besser aus. Dagegen nahm der nachkommende Pferdetransport das vollste menschliche Mitleid wieder in Anspruch. Wohl wußte man aus den Zeitungen, daß die armen Tiere durch Hunger und Kälte ebenfalls entsetzlich gelitten haben. Man wußte, daß sie auf dem Wege über die französisch-schweizerische Grenze zu Hunderten verendend niedergefallen waren, daß sie einander die Schwänze und Halshaare abgefressen, in Neuenburg und Colombier Bäume durchnagt hatten. Man durfte also nicht erwarten, daß die Pferde gut aussehen würden, und doch werden wenige unter den viel hundert Neugierigen, die auf die Ankunft der Franzosenpferde warteten, gewesen sein, denen das gräßliche Elend dieser Tierskelette nicht tief zu Herzen gegangen sein wird; die nicht mit Unwillen mit derselben ihre wohlgenährten Reiter verglichen und dabei zu dem Schluß kamen, daß diese Leute alles

Schießschule auf dem Mätteli in der Frühzeit der Frauenfelder Kaserne.

für sich und nichts für die ihnen anvertrauten Pferde getan hatten. Hier erst wurde einem die Größe der Demoralisation der Bourbakischen Armee ganz klar; denn ein Reiter, der kein Herz für sein hungerndes Pferd hat, ist kein Mensch mehr, fühlt nicht mehr menschlich, ist ein herzloser Egoist, um kein Haar besser als ein gemeines Tier.

Die erste Sorge des vom Bundesrat bestimmten Platzkommandanten und des kantonalen Militärdepartements war, die angekommenen Franzosen mit bessern Kleidern, mit Schuhen und Wäsche zu versehen. Zu diesem Zwecke wurde durch öffentliche Aufrufe die Mildtätigkeit des Landes in Anspruch genommen, und bald ström-

ten von allen Seiten reichliche Beiträge herbei. Die ersten und dringendsten Bedürfnisse wurden schon in den allerersten Tagen gedeckt. Überhaupt hat auch hier, wie überall, die Bevölkerung sich durch großmütige Opferbereitschaft neuerdings bewährt, obschon dieselbe durch vorangegangene Sammlungen für Straßburg, Paris, Belfort usw. und für die eigenen im Felde stehenden Truppen schon in erheblichem Maße in Anspruch genommen worden war. Die ganze Schweiz hat sich dadurch ein bleibendes Denkmal in Millionen Herzen gesetzt.

Sodann mußte darauf Bedacht genommen werden, die Internierten im Kanton zweckmäßig zu verteilen, da die Räumlichkeiten der Kaserne in Frauenfeld nicht ausreichten. Es wurden daher ungefähr tausend Mann in die eben zu einem Krankenhaus umgewandelten Räume des Klosters St. Katharinental, fünfhundert nach Weinfelden, fünfhundert nach Schloß Kastel und je etwa dreihundert nach Bischofszell und Arbon abgeliefert. Der Rest blieb in Frauenfeld. Auf diese Weise wurde es möglich, die Leute nicht nur besser unterzubringen, sondern auch durch allzustarke Anhäufung auf einen engbegrenzten Ort dem Ausbruch epidemischer Krankheiten zuvorzukommen sowie auch der Opferbereitwilligkeit des Landes näherliegende Gelegenheit zu geben.

In den ersten Tagen der Internierung war allgemeine, große Franzosenwäsche. Nicht nur mußten dieselben ihre durch wochen- und monatelanges Tragen entsetzlich beschmutzte und zerfetzte Wäsche ablegen, wo dann das noch Brauchbare gereinigt, das Unbrauchbare beseitigt wurde, sondern sie selbst mußten sich einer gründlichen körperlichen Reinigung unterziehen. In Badlokalen wurden sämtliche Internierten gebadet. Wer dazu zu schwach oder zu träge war, wurde durch andere dazu veranlaßt. An komischen Szenen fehlte es dabei nicht. Vielen war ihr Schmutz so lieb geworden, daß sie nur mit Gewalt ins Bad gebracht werden konnten.